

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 6 (1902)

Artikel: Das Krähenried
Autor: Wichmann, Franz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-576355>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Krähenried.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von Franz Wichmann.

Die Natur hat kein offenes, ehrliches Gesicht heute. Es liegt etwas Tückisches in dieser matten Verschleierung des föhnig schwülen Himmels, der in unheimlicher Stille ein Verderben auszubrüten scheint. Stahlblau, die höchsten Gipfel mit blegendem weißem Neuschnee bepudert, schimmern aus dunstiger Ferne die Alpen auf.

Aus dem grellgoldenen Rapsfeld versinkt der Fußpfad plötzlich in die Nacht der schwarzen Tannen, deren Wipfel die Ränder der tiefengitterten Schlucht überragen. Vom feuchten Grund geht es noch einmal aufwärts. Aus einer Gruppe lichtgrüner Lärchen hebt sich einsam und traurig der altersgräue Kirchturm von Dedenmoos. Er bildet die Grenze zweier Welten: in der einen regiert das Leben, die andere beherrschter Tod. Bis an den Südrand des Tobels hat sich das üppige, ährenwogende, quellendurchströmte, von saftigem Gras schwelende Acker- und Weideland, von der fleißigen Hand des Bauern bestellt und gepflegt, in grünen und goldenen Hügelwogen erstreckt. Im Norden aber dehnt sich in endloser Weite die abgestorbene düstere Fläche des Hochmoos. Der dunftige Brodem, der ihr entsteigt, verdichtet sich zu zitternden Luftwellen, die höher und steigend, die sinkende Abendsonne blutrot färben.

Vor dem Christusbild an der verwitterten Steinmauer der Kirche blieb der Mann, der aus der Schlucht herausgestiegen war, stehen und fasste die Hände zum Gebet. Aber es war nicht Kummer und Sorge, was er dem Erlöser anvertraute, es war ein Dankgebet, daß er so glücklich geworden, weil er nicht wie die andern einen Stein auf die Schuldige geworfen, sondern, der herzlosen Welt trocken, nur der Stimme der Liebe gefolgt war.

Da streifte es schwarz und schattend über ihm durch die purpurgleißende Abendglut, und ein heiser krächzender Schrei schritt scharf in seine glücklichen Träume.

Der Andächtige fuhr im ersten Augenblick erschrocken auf; dann aber sah er lächelnd dem schwarzen Totenvogel nach, der mit schlagenden Schwingen dem fernen Eichwald zustrebte. Sie waren ja seine und der Seinen gute Kameraden, die einzigen Bewohner fast, die die Einsamkeit des Krähenrieds mit ihnen teilten. Er fürchtete sie so wenig wie das düstere, von allen gescheute und gemiedene Moor, das ihm zur lieben Heimat geworden.

Wie der feurige Gluthall der Sonne den braunen Horizont der Ebene berührte, schritt der starke, schöne Mann, dessen offenes Gesicht ein dunkler Bollbart umrahmte, rascher auf dem breiten Wege, dem einzigen, der, auch für Fuhrwerke benützbar, durch das Moor führte, dahin. Sein sauberer Anzug stach vorteilhaft von dem schmutzigen Aussehen der hier heimischen Dorfbauern ab, und wie immer, wenn er von auswärtigen Geschäften heimkehrte, trug er eine am Weg gebrochene Blume im Knopfloch. Er konnte nun einmal nicht heimkehren, ohne seiner Babette etwas mitzubringen. Nach zehnjähriger Ehe und Vater eines prächtigen siebenjährigen Mädchens war er in sein Weib noch immer verliebt wie ein junger Bursche. Sie war sein guter Engel geworden, sie, die im Heimatdorf von allen verachtet und verschmäht wurde. Aber war es denn bei ihrer Jugend und Unerfahrenheit eine Schuld zu nennen, wenn sie einem listigen, raffinierten Verführer zum Opfer gefallen war? In ihrer Verzweiflung, nachdem der schlechte Lump, der ihr die Ehe verprochen, nach Amerika durchgebrannt war, hatte sie sich das Leben nehmen wollen. Doch Balduin Böhler war dazugekommen, hatte die Unglückliche den kalten Fluten entrissen, und, als sie einmal in seine Augen gesehen, waren ihr alle fernern Todessgedanken vergangen. Im Dorfe konnten sie freilich nicht bleiben, als sie Mann und Weib geworden; aber sie brauchten auch nicht andere Menschen zu ihrem Glücke.

Babette blieb auch als Böhlers Weib die Frau Hallodri, wie man sie früher getauft hatte, und da die Sticheleien und Spottreden nicht aufhörten, zogen sie hinaus in das Moor. Da hatte vor Jahren ein Maler, den die Welt für einen Narren hielt und der trunken von einer Naturschönheit war, die niemand anderer sah, sich mitten in der schwarzen Einöde ein wohnliches Haus gebaut. Doch ehe er sich seiner seltsamen Einsiedelei recht erfreuen konnte, hatte ihm seine Passion den

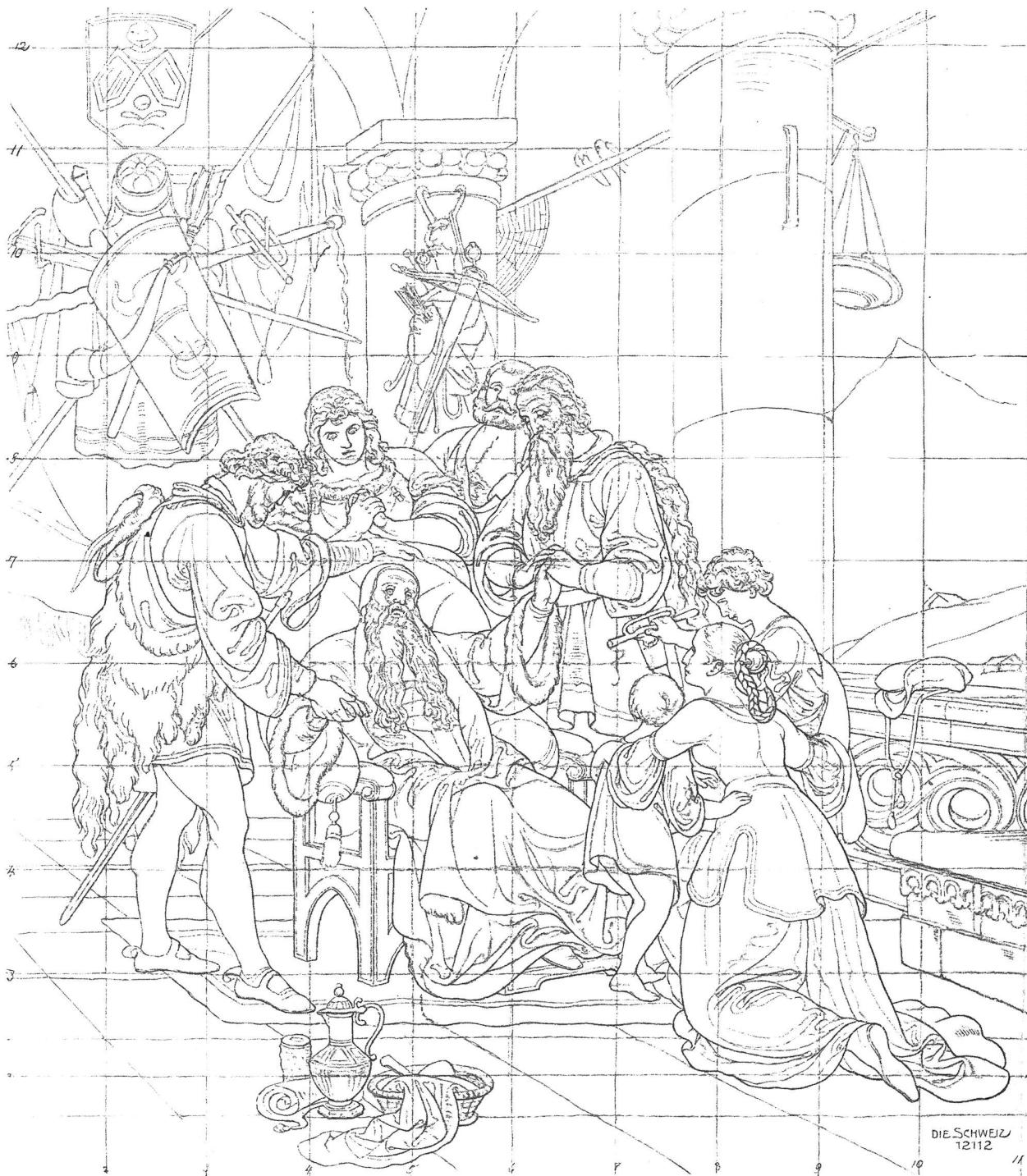
Tod gebracht. Im undurchdringlichen Nebel einer finstern Novembernacht war er dem lauernden Knochenmann in die Arme gelaufen, und am Morgen hatte ein Torfstecher den Verirrten tot in einem der langen, schwarzen Moorgräben gefunden. Das Unglück verstärkte nur die abergläubische Scheu der Leute vor dem Krähenried, und das Haus des Malers, das jahrelang unbewohnt stand, drohte zur Ruine zu werden. Da erwarb Balduin, der sein eigenes kleines Anwesen im Dedenmoos gut verkaufen konnte, den verwaisten Bau und zog mit seinem jungen Weibe, das ihm eben die kleine Gundl geschenkt, ins Moos hinaus. Aus dem Ackerbauer wurde ein Dorfbauer, in dessen Dienst allmählich die früher auf eigene Hand arbeitenden Torfstecher traten und der das gewonnene Brennmaterial in täglichen großen Wagenladungen nach der fünf Stunden entfernten Bahnhofstation befördern ließ. So hatte sich auf der einzigen Verkehrsstraße, die durch das Krähenried führte, allmählich ein lebhafter Verkehr entwickelt, und dessen Bedürfnissen Rechnung tragend, richtete Böhler in seinem Hause eine kleine Wirtschaft ein, die sein Weib auch während seiner öftren Abwesenheit leicht versehen konnte. Die Wanderer und Fuhrleute, die hier einkehrten, wagten die Vergangenheit, wenn sie sie kannten, nicht mehr zu berühren, sie waren froh, gut bedient zu werden, und hier draußen wußte man von keiner Frau Hallodri mehr und rühmte nur noch die Moorwirtin. Was sie einst geängstigt, gequält und in Verzweiflung getrieben, lag wie ein böser Traum nach frohem Erwachen hinter ihr, und sie strebte nur danach, ihr eigenes Glück zu vermehren, indem sie den Mann, dem sie es verdankte, durch Fleiß und Liebe, durch Sanftmut und Treue glücklich zu machen suchte.

So war das einfame Haus im Moor Balduin zu einem kleinen Paradies geworden, und es war kein Wunder, daß er auch heute seine Schritte verdoppelte, um es noch vor einbrechender Nacht zu erreichen.

Über ihm flatterte und rauschte es in langen schwarzen Bügen. Gleich zum Hauptheere zurückstoßenden Vorposten vereinigten sich von allen Seiten kleinere Scharen der dunkelschillernden Vögel mit dem wie eine finstere Wetterwolke über das Moor hinschwebenden Keile. Große Krähen schwärme galten den Leuten von jeher für ein schlimmes Vorzeichen. Aber hier auf dem abgelegenen Moor, dem sie den Namen gegeben, waren sie nichts Seltenes. Balduin sah sie allabends in dichten Geschwadern zu dem am Strand des Moors sich hinziehenden uralten Eichwald flattern. Dort umkreisten sie, bald näher, bald ferner, bis die Dunkelheit völlig hereinbrach, die breiten, hohen Wipfel, die ihre Nester bargen, um dann selbst rauschend in das graue Gezweig und grüne Laubwerk herabzufallen. Den Ackerbauer aber, der nur selten in die schwarze Wüste des Moors sich verirrte, überrieselte ein Grauen, wenn er die düstern Vogelwolken über seinem Haupte sich hinwälzen sah.

Auch Balduin mußte heute, da die Schwärme dichter und dichter wurden und ihr heiser kreischendes Geschrei wie anklagend die Luft erfüllte, des im Volke verbreiteten Abergläubens denken. Sie sammeln sich, Gericht zu halten über einen Sünder, der bisher noch ungestraft unter ihnen weilt, sagten die Leute, und es war begreiflich, daß ihre Phantasie jetzt die Richtstätte der Vögel dorthin verlegte, wo einst die der Menschen gewesen war. Denn auf dem Krähenried, das seit ältester Zeit diesen Namen getragen, hatte sich vor Jahrhunderten das Hochgericht für die vier am Rande des Moors gelegenen Dörfer Steingarten, Schloßhaid, Birkenried und Dedenmoos befunden. Jetzt war an die Stelle des einstigen blutroten Henkers der armelige Abdecker von Dedenmoos getreten, dem es bisweilen zufiel, einen alten Gaul hinzurichten, einen toten Hund zu verscharren oder eine räudige Käze ins Jenseits zu befördern. Der Nimbus des Schauerlichen aber umgab gleichwohl auch ihn noch; denn zum wenigsten die Jugend schlug stets das Kreuz, wenn sie unabsichtlich in die Nähe seiner Behausung geraten war, und wich in weitem Bogen der „Schinderhütte“ aus.

Die Sage, die in das Krähenried eine grausige Henkergeschichte verlegte, mochte wohl schuld daran sein. An den Herdeuern abends erzählten die alten Weiber sie noch immer



Tod des Freiherrn Werner von Attinghausen. Nach einer Zeichnung von Hans Bendel (1840) in der Kunsthalle Winterthur.

mit kaltem Schauder den zitternd aufhorchenden Kindern. Der Henker von Krähenried hatte einst ein jung schön Frauenbild um eines Kindsmords willen mit dem Schwert vom Leben zum Tode befördern sollen. Ihr jammerte des zarten Leibes, und auf dem Weg zum Richtplatz erfragte er die Geschichte ihres Unglücks. Da erfuhr er, daß sein unkratener Sohn, der sie entführte, der Vater ihres Kindes war. Ihr Haupt fiel unter seinem Schwert; aber wie es in den Sand rollte, da that der Henker einen furchtbaren Schwur zum Himmel, daß sein nächstes und letztes Opfer das eigene Fleisch und Blut sein sollte. Er hat sein Wort gehalten, dem verworfenen Sohn, den er mit einer neuen Buhle im Eichwald angetroffen, das Haupt herabgeschlagen — und dann sich selbst am Galgen auf dem Hochgericht erhängt.

Baldwin Böhler blieb plötzlich stehen. Er legte die Hand über die Augen, um den letzten zuckenden Glanz der hinter dem Eichwald jäh versinkenden Sonne abzuwehren. Von dem blutroten Goldlicht halb geblendet, starrte er nach einer dunkeln Gestalt, die sich wie ein gepeinigter Schatten, halb liegend, halb sitzend, von einem der inmitten des Moors aufragenden Granitblöcke abhob. Der Moorwirt war der letzte, der sich um die gruselnmachenden Altweibergeschichten kümmerte; aber bei dem Anblick fiel ihm doch unwillkürlich die blutige Henkerjage ein, die einst das kindliche Gemüt mit Entsetzen erfüllt hatte.

Dort, wo er die Erscheinung erblickte, sollte ja nach dem Glauben des Volks das Hochgericht gewesen sein. Die verkrüppelte, abgestorbene Föhre, die hinter dem Felsblock sich

erhob und einen einzigen starken Ast wie einen Arm gespenstisch von sich streckte, nannte man ja, der seltsamen Bildung entsprechend, den Galgen.

Aber Balduin kannte keine Furcht, er war ja müchtern und konnte keiner Sinnestäuschung unterliegen. Was dort lag oder saß, war kein Gespenst, sondern ein Mensch, der allem Anschein nach der Hilfe bedurfte. Und so zögerte er keinen Augenblick, den gebahnten Weg zu verlassen und über den weichen, wassergurgelnden Grund dem Findlingsblock und der Föhre zuguschreiten. Wieder rauschte, schwirzte und flatterte es um ihn. Eine dunkle Wolke schattete über sein Haupt, und der kreischende Krähenschwarm ließ sich auf dem Boden nieder. Von allen Seiten kamen sie jetzt herbei, einzeln, zu Paaren, in Haufen, der ganze Eichwald schien lebendig zu werden und über die Ebene heranzustiegen. In einem ungeheuren Kreise umgaben sie das einstige Hochgericht, als heimete die Stätte des Grauens sie an, als hofften sie dort noch immer Nahrung zu finden. Die schwarzen Köpfe mit den mächtigen Schnäbeln nickten zum wiegenden Gange wie in wichtiger Beratung, und im letzten bleichen Lichte des Abends glänzten die stahlblauen Flügel in grünlichem Metallschimmer auf. Wirr und unharmonisch, gleich dem Gemurmel einer empörten Volksmenge, tönten die rauhen Stimmen durcheinander. Auf dem vorspringenden Ast der dünnen, galgenartigen Föhre saß eine einzelne mächtige Krähe und stieß, flügelschlagend und in das morsche Holz hakend, heisere Laute aus wie ein erregter Ankläger.

Ein nie gekanntes Grauen beschlich den Moiwirt. Die Krähen hielten Gericht. Galt es einem der ihnen oder einem Menschen? Am liebsten wäre er umgekehrt, wo hinter einer leichten Hügelwelle hervor eben das erste Licht in seinem trauten, einsamen Heim aufleuchtete. Neben ihm kroch die Dämmerung wie ein graues Gespenst über das feuchte, in weißlichen Qualm sich hüllende Moor. Aber die Menschlichkeit war stärker in ihm als die Furcht; der Gedanke, einem Verunglückten Hilfe bringen zu können, überwog jeden andern. Vorsichtig mit seinem derben Stock den trügerischen Grund untersuchend tastete er sich weiter.

Jetzt hatten die Vögel sein Nahen bemerkt, mit widrigem Gebrüll hoben sich Hunderte und Hunderte empor, kreisten wie schwarzes Gewölk eine Weile über seinem Haupt, um dann, wie von einem Windstoß gejagt, sich plötzlich in einiger Entfernung zu einem neuen düstern Ringe an den Boden fallen zu lassen. Balduin war es, als schrieen die heisern, mißtönigen Kehlen ihm zu: „Zurück, zurück, — der da ist unser!“

Aber er stand bereits vor dem Felsblock, über den der einsame Wanderer hingefunken war, und betrachtete das fahle, verwitterte, häßliche Gesicht des Mannes. Ein schmutziger, verbogener Filz bedeckte das struppige, an den Schläfen schon ergrauende Haar. Zwischen den buchigen Brauen grub sich eine tückische Falte ein, und dem breiten, halbgeöffneten Mund entströmte ein widerlicher Branntheingeruch. Ein knotiger Stecken und eine geleerte Schnapsflasche waren seinen Händen entfallen und lagen neben dem Stein.

Balduin Böhmer rüttelte den ihm unbekannten Menschen. „He, Mann, — steht auf, — da könnt Ihr nicht bleiben, — schlaf anderswo Guern Rausch aus! Bis Ihr erwacht, ist es finstere Nacht, und Ihr geht elend im Moor zu Grunde!“

Der Betäubte bewegte die Arme, knurrte und murmelte etwas vor sich hin, ohne die Augen aufzuschlagen. Da schüpfte Balduin aus dem nahen, gradlinigen schwarzen Torsgraben eine Hand des kussebraunen Wassers und schüttete ihm die kalte Flüssigkeit ins Gesicht. Das half. Der jäh Erwachte richtete sich auf die Füße, — stieß einen Fluch aus und machte eine Bewegung, als wollte er nach dem entfallenen Stecken greifen. Dann starnten seine gläsern glanzlosen Augen dem vor ihm Stehenden halb drohend, halb fragend ins Gesicht. „Was soll's, — was wollt Ihr?“

„Ihr habt den Weg verloren und könnt da nicht bleiben, — es wäre Guer Tod!“

„Tod? — Tod schlag' ich jeden, der mich hindert, — zum Moiwirt will ich!“ —

„Zum Moiwirt, — der wird wenig Freud' über solchen Gast haben. Aber das Haus liegt da drüber. Ich führ' Euch hin, könnt' im Stall auf der Streu schlafen, — wenn's sein muß.“

Er wollte ihn am Arm fassen; aber der Vagabund schüttelte ihn ab.

„Auf der Streu, — könnt' mir passen!“ lachte er heiser. „Sein bestes Bett will ich, — und Geld — Geld, — wenn ich da bin, geh' ich nimmer. Die Babett nimmt mich schon auf, die hat ein gutes Herz, wird ihren alten Schatz nicht aus dem Haus jagen!“

Der Moiwirt entfärbte sich, ein Zittern lief über seine Glieder, und kalte Schweißtropfen traten auf seine Stirn:

„Ihr, Ihr, seid der Heiderjörg von Riednang?“

„Derkelbig, noch alleweil der alte Hallodri, wie sie mich geheissen haben, — und justamment übers große Wasser zurück.“

Der Hallodri, — der — kam es in keuchenden Stößen über die Lippen des noch immer von Entsetzen starren Balduin. Seine Hände hatten sich geballt, sein Gesicht bebte in fiebirschtem Zucken.

„Der — der Babett Zeitler ihr Schatz gewesen ist,“ fuhr der Lump mit höhnischem Grinsen fort. „In Riednang hab' ich alles erfahren, daß sie sich mit dem Wirt im Moos getrostet hat; aber den Trottel fürcht' ich nicht, wenn ich sie damals auch hab' sitzen lassen, ich bin ihr doch der Liebere, sie gehört schon mein, — ich —“

Weiter kam er nicht. Eine grenzenlose Wut hatte den Geschmähten ergriffen. Seine Augen sprühten Feuer. Ohne Beifinnung hob er den schweren Stock und schmetterte ihn mit voller Wucht auf den Kopf des Trunkenbolds nieder.

„Hund, elender, du sollst den Frieden meines Hauses nicht stören!“

Wie vom Blize getroffen stürzte der Heiderjörg zu seinen Füßen und blieb regungslos liegen.

Bei dem Anblick erst kam Balduin seine Schreckenstat zum Bewußtsein. Die Wut, die noch eben wie ein Vulkan sein Inneres durchschüttert, schwand. Grauen und Schrecken vor sich selber ergriffen ihn.

„Heiliger Gott, was hab' ich gethan!“ schrie er auf, „erschlagen hab' ich ihn, erschlagen!“ Und schau wie Kain nach dem Brudermord blickte er sich um, ob nicht sein Schrei, über die einsame Heide zitternd, bis zu dem Hause hinter der Hügelwelle gedrungen sei.

Aber dort blieb alles ruhig, keine Thür öffnete sich, die Oellampe warf nach wie vor ihren fahlen Schein durch das niedere Fenster. Gott sei Dank, Weib und Kind, die Gäste, die vielleicht dort saßen, sie wußten noch nichts von seiner That, noch ahnte die Welt nicht, daß er ein Mörder war. Zitternd ließ er sich auf seine Kniee nieder und betastete den leblos ausgestreckten Körper. Da war nichts mehr zu machen, der Glende tot. Aber wie er gestorben, mußte Geheimnis bleiben. Nicht um seinetwillen. Er hätte sich nicht gescheut, für seine That den Richtern mit dem Leben zu büßen oder ins Zuchthaus zu wandern. Aber um der Seinen willen durfte er nicht so enden. Das friedliche Glück, das Weib und Kind an seiner Seite genossen, durfte nicht zerstört werden, das Glende, dem er das geliebte Weib entrissen, nicht von neuem durch eine Gerichtsverhandlung vor die Augen der fühllosen Welt gezerrt werden. Seine Gundl durfte nicht das Kind eines Mörders heißen.

Ein rettender Gedanke fuhr durch seinen Kopf, und augenblicklich machte er ihn zur That. Behutsam wie ein Dieb schlich er von hinten in das eigene Gehöft. Die Stallthür stand offen und fremde Pferde waren darin. Fuhrleute mußten sie eingestellt haben und im Gastzimmer weisen. Gläserklirren, Stimmen und Gelächter tönten von dort heraus, man hörte ihn nicht. In der nächsten Minute hatte er gefunden, was er suchte. Eine starke Schnur in der Hand kroch er gebückt über das Moos zurück und dem Ort der Schreckenstat zu.

Der Dunstschleier am Himmel hat sich zu schwarzen Wolken verdichtet. Unter dem erwachenden Föhnmurm drängen sie sich wie ein Rudel aufgescheuchten Wildes zusammen. Trübweiß liegt der Nebeldampf über dem dunstigen Moor und hebt sich ab wie ein bleiches Totengesicht von dem tiefschwarzen Dunkel des Abends. Kaum vermögt Balduin den Körper des Erschlagenen wieder zu finden. Am Boden hinaufstößt er endlich auf den regungslosen Leib. Wie eine Ewigkeit ist es ihm vorgekommen, daß er die Schnur geholt, und doch können es nur Minuten gewesen sein; denn der Tote ist noch warm. Es graut ihn, die Leiche zu berühren, aber der Gedanke an Weib und Kind überwindet alles. Mit einem jähnen Ruck hebt er ihn auf, wirft ihm die Schlinge um den Hals, knüpft die Schnur an dem vorragenden Ast der alten Föhre fest, und der Körper baumelt in der Luft.

(Schluß folgt.)



DIESCHWEIZ
138.07.1

A. de Laforgue Davos
1/02

Romanisches Mädchen.
Originalzeichnung von Alex. de Laforgue in Davos.